

Darüber ärgert man sich in Familien, Schulen und Betrieben: über Pilzköpfe, Hippiemännen, Paposcheitel oder Seehund Schnauzer. Haarig ist der Streit zwischen den Generationen. Doch die Erfahrung lehrt:

## Die Frisur macht ruhiger.

Eine Geschichte des laugen Haares – Funktionen des Bartes

Von **Werner Klose**

24. Oktober 1969, 7:00 Uhr / Aktualisiert am 21. November 2012, 15:35 Uhr

AUS DERZEIT NR. 43/1969 [[http://www.zeit.de/1969/43?](http://www.zeit.de/1969/43?wt_zmc=fix.int.zonpme.zeitde.wall_abo.premium.packshot.cover.zear&utm_medium=fix&utm)



wt\_zmc=fix.int.zonpme.zeitde.wall\_abo.premium.packshot.cover.zear&utm\_medium=fix&utm

*Von Werner Klose*

In Familien, Schulen, Betrieben liegen sich die Generationen heute buchstäblich in den Haaren. Um Haare geht es oft auch in der Politik. Und um Bärte. Aber das ist nicht gar so neu. Denn Haar und Bart sind nie nur Mode gewesen, sondern Abzeichen, sozialen Ranges oder gar Ausdruck politischer und weltanschaulicher Überzeugungen.

Wenn der Mohammedaner „beim Barte des Propheten“ heilige Eide leistet, beruft er sich auf den Bart als sakrale Manneswürde. Gottvater, Jesus [<http://www.zeit.de/thema/jesus>], die Apostel, Kirchenväter und Propheten wurden wie die Richter und Hohen Priester Israels nur bärtig dargestellt. Für die Geistlichkeit der griechisch-orthodoxen Kirche gilt der Vollbart ebenso wie das lange Haupthaar traditionell als Kennzeichen einer im Dienst des Allerhöchsten ausgezeichneten Elite.

Der Sklave und der Gefangene aber sind, kahlgeschoren und stoppelbärtig, allen sichtbar zu den Parias der Gesellschaft erniedrigt. Ähnlich sahen die adligen Herren König Karls I. von England [<http://www.zeit.de/thema/england>] mit Verachtung den bäuerlichen Kurzschnitt der puritanischen „Rundköpfe“, die ihrerseits nun trotzig aus dem Rundkopf den Ausdruck revolutionärer Gesinnung machten. Die vornehmen Herren trugen dagegen das Haar in gepflegten Locken schulterlang.

Da der Bart ein in der Pubertät aufkeimendes „sekundäres Geschlechtsmerkmal“ des Mannes ist, haben ihn Mode und Sitte auch immer als Ausdruck männlicher Sexualität empfunden. Schier angeekelt wettete Schopenhauer deshalb gegen den Bart, dieses „äußerliche Symptom der überhand nehmenden Roheit, dieses

Geschlechtsabzeichen mitten im Gesicht, welches besagt, daß man die Maskulinität, die man mit den Tieren gemein hat, der Humanität vorzieht, indem man vor allem ein Mann und erst nach dem ein Mensch sein will“. Entsprechend lebt der katholische Priester traditionell bartlos, mit Ausnahme der Kapuziner. Wo aber die Mode männliche Sexualität massiv ins Spiel bringt, protzen die Herren mit ihrem Haar. Die Pracht der barocken Allongeperücke betonte Vitalität und Prestige. Es galt als vornehm, das Individuelle hinter stilisierenden Masken und Kostümen zu verdecken. Das Haar bezeichnet den Typus, kennzeichnet Rang und Würde des Mannes. Diese Vorstellung, hielt sich bis heute in England in der Perücke als Amtsabzeichen für Hofbeamte und Richter. Heinrich von Kleists Spiel um die Perücke von Dorfrichter Adam im „Zerbrochenen Krug“ verwendet das Attribut bereits satirisch aus dem Geist einer Zeit, die anders denkt und sich deshalb auch – anders die Haare schneidet.

Denn die Allongeperücke hatte sich zunächst dort als besonders unpraktisch erwiesen, wo Haar und Bart des Mannes stets zum Berufsanzug gehören: in der Armee. Das stehende Heer des Absolutismus führte Waffengattungen, Gliederungen, Dienstränge, Uniformen und Gleichschritt ein. Die reglementierte Exerziermaschine auf Paradeplatz und Schlachtfeld vertrug individuellen Haarwuchs nicht. Die ohnehin sparsamen Barockbärte verschwanden oder schrumpften zum Schnauzer der Unteroffiziere zusammen. Der aristokratische Offizier blieb bartlos oder leistete sich allenfalls ein kesses Oberlippenbärtchen. Die Haare trug die Armee einheitlich mit Haarbeutel und kurzem Zopf im Nacken. Friedrich Wilhelm I. von Preußen schrieb exakt vor, wie weit die Pritschen in den Wachstuben von den Wänden entfernt stehen mußten, damit die Ratten den schlafenden Grenadieren nicht die mit Talg versteiften Zöpfe anfraßen.

Nicht nur Peter der Große wollte mit Hilfe von Haaren die Staatskasse füllen. Die konservativen Tories verfügten zur Zeit Georgs II. von England eine Steuer für Haarpuder. Protestierend trugen die liberalen Whigs die Haare kurz. Die Revolution von 1789 fegte Puder, Perücke und Zopf in Frankreich und bald in ganz Europa [<http://www.zeit.de/thema/europa>] hinweg. Der junge General Bonaparte ließ sein Haar schulterlang wehen. Offen trug der rebellische Karlsschüler Friedrich Schiller Kragen und Haar.

Denn daß die Studenten die Bürger haarig provozierten, war uralter Brauch. Schon zu Barbarossas Zeiten waren die „Lotterpfaffen mit dem langen Haare“ ein Problem. Die Reichstage und Synoden beschäftigten sich immer wieder mit der langmähnigen Landplage der fahrenden Scholaren, die von einer hohen Schule zur anderen zogen und oft genug auf der Fahrt so verluderten, daß sie sich vom übrigen Gesindel nur

durch ihre lateinischen Flüche unterschieden. Sie führten „ein vor Gott abscheuliches Leben“, und die Kirche stellte diese „Possenreißer, Schandmäuler, Lästerzungen und zudringlichen Schmeichler“ unter Sondergesetze.

In der Neuzeit scheiden sich Schüler und Studenten bis heute in zwei Haarlager, die sich oft genug bitter befehden. Der Schulrektor von Gera verfügte 1608, daß zwar „übermäßiger Haarputz“ verboten sei, man aber auch nicht „ungekämmt und verlaust“ zum Unterricht kommen dürfe. Bei den völlig verwilderten Depositionen, den Aufnahmebräuchen für Studienanfänger, betätigten sich die älteren Semester genußvoll als „Schoristen“, als Scherer, die den Jungstudenten schikanös an die Haare gingen. 1615 sprang in Jena ein bis aufs Blut gepeinigter Junge aus dem Fenster und brach sich den Hals. In Jena war es üblich, den Anfängern die Haare abzubrennen.

Umgekehrt brachten die völlig versumpften Schoristen halbe *Tage* damit zu, „die Haare zu kämmen, zu krümmen, zu putzen, zu treiben, nach Läusen zu stellen“, wie sich der Theologieprofessor Wolfgang Heyder 1607 öffentlich beklagte. Von der Kanzel herab nannte der Theologe diese Studenten lauthals Säurüssle, Vollfresser, Schlingochsen, Gassenräuber und Geilspatzen. Er bedauerte, „daß auch in der Armut deutscher Zungen kein Wort zu finden, so die Bosheit genugsam ausspreche“. Die Schoristen zogen rachsüchtig vor sein Haus, warfen ihm die Fenster ein und verprügelten ihn im Angesicht von Weib und Kindern.

Zwischen Dreißigjährigem Krieg und Französischer Revolution befanden sich die deutschen Universitäten im Zustand tiefster Erniedrigung. Der geniale Leibniz lehnte es ab, Professor zu werden, und entwickelte Pläne, nach denen die Forschung von den verlumpten Hochschulen weg an moderne Akademien verlegt werden sollte. Die Studentenschaft war hoffnungslos verwildert, und vielen waren die Haare wichtiger als die Hörsäle. Die einen stolzierten „mit gepuderten Köpfen und gepufftem Haar“ durch die Gassen, die anderen äfften die wilden Frisuren der Soldateska nach, trugen Mähnen und Bärte lang und ruppig oder drehten sich einen Husarenzopf über dem Ohr. „Stirnknuffen und Haarrupfen“ waren normale Späße bei Gelagen.

Im 17. Jahrhundert teilten sich die Haarlager der akademischen Jugend in „Stutzer“ und „Renommisten“. Die Stutzer kamen aus adligen und großbürgerlichen Häusern und gaben an Universitäten wie Göttingen und besonders Leipzig [<http://www.zeit.de/thema/leipzig>] den Ton an. Wie dort ein Stutzer den Tag begann, beschrieb Professor Gottsched: „Er nimmt sein Zahnpulver und spült sich den Mund aus. Sein Peruckierer kommt; er setzt sich und läßt das Haar fast täglich nach anderer Art kräuseln.“

Als der sechzehnjährige Frankfurter Jurastudent Johann Wolfgang Goethe [<http://www.zeit.de/thema/johann-wolfgang-goethe>] in hausgeschneiderten Anzügen

nach Leipzig kam, machte er in „Klein Paris“ eine komische Figur und mußte erst zum Stutzer gemausert werden. Beim Universitätswechsel nach Straßburg empfand er sich selbst stolz als den „bestfrisierten und bestbehaarten jungen Mann. Da ich aber vom frühen Morgen an so aufgestutzt und gepudert bleiben und mich zugleich in acht nehmen mußte, nicht durch Erhitzung und heftige Bewegung den falschen Schmuck zu verraten, so trug dieser Zwang wirklich viel bei, daß ich mich eine Zeitlang ruhiger und gesitteter benahm...“

In einem Zeitalter aufgeklärter Tugendhaftigkeit wird also dem jungen Manne die pompöse Frisur zum modischen Instrument der Gesittung. Die Frisur macht ruhiger. Daß Goethe selbst sich dabei nicht ganz wohl fühlte, bewies er als junger Referendar am Reichskammergericht in Wetzlar. Hier entstand der Roman des leidenschaftlichen jungen Werther, und Werther trug Hals und Haare frei.

Im Gegenlager der studentischen „Stutzer“ ließen die grobschlächtigen „Renommisten“ die Mähnen und die Bärte um so wilder wachsen. Sie beherrschten als militante Rauhbeine die Uni-

- **Fortsetzung auf Seite 76**
- **Fortsetzung von Seite 75**

versitäten Halle, Jena und besonders Gießen Der Renommist provozierte die nach französischer Mode zum Adretten, Gepflegten, Zierlichen und Verspielten neigende Gesellschaft. Den Rokokokavalier, den die Stutzer imitierten, hielten die Renommisten den wüsten Landsknecht als Relikt aus den Schreckenszeiten des Dreißigjährigen Krieges entgegen.

Der Renommist war kaum Student, sondern ließ sich einschreiben, um auf Kosten anderer jahrelang auf die Pauke zu hauen. Die martialischen Haare und Bärte waren Teil seiner mit Uniformstücken besetzten Tracht. Die bei heutigen Kommunarden wieder beliebte Kombination von Haar und Leder verstärkte sein aggressives Auftreten, wenn er mit Rädersporen und Rapier durch die Gassen klirrte, neben sich einen riesigen Schlachterhund und aus überlanger Pfeife stinkenden Tabak paffend.

Von den Professoren in Halle wird berichtet, daß sie solchen Typen auswichen und sie grundsätzlich zuerst grüßten – sicher war sicher! Selbst der Standortkommandant hatte Schwierigkeiten mit den Burschen, deren eigentliche Todfeinde aber Stutzer und Bürger waren. Die Stutzer ließen sich keineswegs von den haarigen Raufbolden einschüchtern, denn was die Renommisten an wilder Wut den Stutzern voraus hatten, glichen diese durch Intelligenz, Besonnenheit und technisches Raffinement im Fechten aus.

Die Gepuderten und die Ungekämmten repräsentierten an den Universitäten bestimmte sozial; Gruppen. Der Kampf zwischen den Rasierten und den Bärtigen war,

so gesehen, ein Klassenkampf, kamen doch die Stutzer aus adligen und großbürgerlichen Familien. Die Masse der Renommisten war dagegen kleinbürgerlicher oder bäuerlicher Herkunft, und so spielten sich zwischen beiden Gruppen Kämpfe ab, ähnlich wie heutzutage etwa in England die wilden Strandschlachten zwischen bürgerlich schicken „Mods“ und proletarischen „Rocks“, die ja ebenfalls die martialische Kombination von Langhaar und Leder bevorzugen.

Als beim Wartburgfest 1817 die Burschenschafter neben Ulanenschnürleib und Korporalsstock einen hessischen „Prah-, Pracht- und Patentzopf“ verbrannten, lieferten sie nicht nur, weit vorausschauend, der FDP einen Slogan für die Bundestagswahl 1969, sondern wollten ausdrücken, daß sie zum anderen Haar auch eine andere Gesinnung trugen. Längst hatte sich die Herrenmode dem Zeitalter der Revolutions- und Befreiungskriege angepaßt. Napoleon trug Cäsarenschnitt, und seine Gegner hatten die Perücken abgelegt. Den Generalen Blücher, Scharnhorst und York fiel das lange Haar recht unordentlich über die extrem hohen und steifen Uniformkragen, denen sich modebewußte jünger; Offiziere durch halblange Frisuren besser anpaßten, etwa Clausewitz und Gneisenau. Lang; Hose und kurzes Haar leiten in der Mode allgemein in Europa das bürgerliche Mannesalter ein.

Daß junge Leute bald gegen die aufkommende Langeweile des modernen Establishments modisch aufmuckten, versteht sich von selbst. So entwickelte sich zur Zeit der Befreiungskriege im Kreis um den Turnvater Jahn und als Folge romantischen Patriotismus' das haarige Unikum des „altdeutschen Jünglings“. Er trug das Haar zum Schrecken oder zur Belustigung der bürgerlichen „Philister“ weit über die Schulter zu dunkler, pagenartiger Tracht. Als der Student Leo, später ein bedeutender Geschichtsprofessor, bei Studienbeginn in Berlin [<http://www.zeit.de/thema/berlin>] den Turnvater Jahn besuchte, trug Leo Leinenzeug, einen alten Haudegen und die Haare so lang auf dem Rücken, daß man ihn im Gasthaus „halb wie Wegwurf“ behandelte. Dem Jahn gefiel er aber.

Daß Jahns turnerisches Teutonentum bei den liberalen Jungdeutschen nur lächerlich wirkte, beweist Heinrich Laubes sarkastische Beschreibung des Turnvaters: „Ludwig Jahn trug eine doppelte Stirn, deren zweiter Teil sich leer und dumm rückwärts hinaufstreckte bis in den Teutoburger Wald. Er sah überhaupt nur rückwärts, obwohl er klare Turneraugen hatte. Jene Stirn und ein schöner herabwallender Bart, der aschgrau auf sein blaues Hemd fiel, bildeten eigentlich sein Gesicht; was dazwischen lag, war unbedeutend.“ Daß Bart als Ersatz für Gesicht betrachtet wird, begegnet uns immer wieder.

Die altdeutschen Turner blieben eine studentische Sekte. Inzwischen kultivierte aber der britische Adel im „Dandy“ einen Typ des extrem modebewußten Herrn, der sich in ganz Europa als vielgeschmähtes und heimlich bewundertes Leitbild durchsetzte.

George Gryan Brummel blieb auch in der Pflege seines Haars unübertroffen, hielt er sich doch drei Friseure: einen für den Hinterkopf, einen für die Stirnlocken und einen für die Schläfen. Solchen Luxus mochten und konnten sich nur wenige leisten, doch die Männerwelt des 19. Jahrhunderts war auf phantasievolle Weise bärtig. Dabei galt der kräftige Vollbart als Zeichen der Vitalität und Würde in allen politischen Lagern. „Ein schwarzer Kerl aus Trier, ein markhaft Ungetüm“, nennt der junge Engels den späteren Freund Karl Marx [<http://www.zeit.de/thema/karl-marx>], und vollbärtig wie Marx sind auch Engels, Bebel und Liebknecht, doch die im Alter schneeweiße Löwenmähne bleibt nur für Karl Marx typisch.

Aber der kräftige Männerbart ist keineswegs nur eine Kennmarke der Revolutionäre. Wie die Untertanen auch sonst zur Obrigkeit aufblickten, übernahmen sie die Frisuren ihrer Herren. Den Bärten Kaiser Wilhelms [<http://www.zeit.de/thema/wilhelm-ii>] I. und Kaiser Franz Josephs folgte eine ganze Männergeneration würdiger Oberförstertypen. Auch Bismarcks Seehundschнауzer fand viele Nachahmer. Als sich der junge Kaiser Wilhelm II. den Schnurrbart an beiden Enden nach oben zwirbelte, trug man überall „Es ist erreicht“, und die Bartbindenfabrikanten hatten Hochkonjunktur.

In einer militaristisch orientierten Gesellschaft war der Haarschnitt wichtig, den man im Kasino und auf dem Kasernenhof trug. Vom Kommiß her blieben Arbeiter, Handwerker und Bauern oft bei dem billigen und bequemen Verfahren, sich den Schädel rundum kahl scheren zu lassen, und als Bart trug man den martialischen Schnauzer der Unteroffiziere. Die Herren der Oberschicht orientierten sich am Kopfschmuck der Leutnants: das gestutzte Haar blieb mit Wasser oder Pomade fest an die Kopfhaut geklebt, von der Stirn bis in den Nacken scharf halbiert durch den „Poposcheitel“. Die Leutnants waren glatt rasiert oder trugen sorgfältig gepflegte Lippenbärtchen.

Gymnasiasten und Studenten ahmten diesen Kasinoschnitt nach, da sie auch sonst zum „Reserveleutnant“ hinstrebten. Das Bürgertum gab sich allgemein militärisch, doch leisteten sich Künstler und Wissenschaftler traditionell Haare und Bärte lang. Der Volksmund spricht von der „Künstlermähne“, die den Mann unsoldatisch und unbürgerlich macht. Wer also kritisch gegen diese Gesellschaft im Pomadenschnitt stand, ließ wie die frühen Wandervögel das Haar wieder lang wachsen und trug den Hals frei im „Schillerkragen“. Eine gewisse Ruppigkeit und Verwilderung galt bei den frühen Wandervögeln nach 1900 als „zünftig“, orientierte man sich doch bewußt am Vorbild des fahrenden Volks, das abseits der Zivilisation und ihrer Barbieri seine Straße zog.

Die bärtigen Führer der russischen Oktoberrevolution wirkten nur als Bürgerschreck, Der Bart wurde im 20. Jahrhundert weitgehend unmodern. Die Weimarer Republik kümmert sich um die Haare der Jugend nicht, doch nach 1933 sind Hitlerjugend,



Reichsarbeitsdienst und Wehrmacht vereint bemüht, die Jungen „gleichgeschaltet“ zu frisieren, also: „Streichholzlänge“. Negatives Gegenbild ist der „Tangojüngling“, der angebliche Weichling, unsoldatisch und feminin. Das lange Haar wird zum Ausdruck des Widerstandes, etwa bei Wolfgang Bordini, der aus Protest gegen die HJ langes Haar und großkarierten Mantel mit buntem Schal trägt. Entsprechend geht nach dem Kriege die Jugend wieder zum längeren Haar über, behält aber im „Fassonschnitt“ das sorgfältig gestutzte Hinterhaupt mit ausrasiertem Nacken bei.

Der Bürstenschnitt des amerikanischen Soldaten wird durch die Besatzungstruppe und den „Kalten Krieg“ bekannt. Demonstrativ drücken die Volkspolizisten die Mützen auf lange, dichte Antifa-Mähnen, während der extreme Kurzschnitt für typisch „westlich“ gilt. Bärte gibt es bis in die sechziger Jahre kaum.

Dann aber entwickelt die Jugend eine internationale Kontrastkultur gegen die Erwachsenenwelt, und auch die Mode wird politisiert. Bart und Langmähne kommen einmal aus antibürgerlichen Künstlergruppen, bei uns für Schwabing [<http://www.zeit.de/thema/schwabing>] immer typisch, nun aber auch modisches Kriterium der amerikanischen Beatniks. Fidel Castro und Che Guevara geben mit Uniformbluse und Partisanenbart das Vorbild für die jungen Revolutionäre. Gleichzeitig schwärmen Gammler und Hippies zu Zehntausenden aus.

Vor diesem Hintergrund beginnt Weihnachten 1960 in Liverpool der rauschhafte Massenerfolg von drei Gitarristen und einem Schlagzeuger, die sich auf der Hamburger Reeperbahn als Gag zum lärmenden Beat die Pilzkopffrisur ausgetüffelt hatten. Schrei und flatterndes Haar erscheinen als äußere Symptome einer jugendlichen Massenhysterie, die natürlich auf den Widerstand der etablierten Ordnungsmächte stößt.

1967 verfügt die rumänische Regierung, daß der Bart als Zeichen westlicher Dekadenz verboten sei. Bärte sind nur aus medizinischen Gründen oder für Schauspieler erlaubt, und die Bärtigen müssen den polizeilichen Genehmigungsschein ständig bei sich tragen. Wie den rumänischen Kommunisten sind den griechischen Antikommunisten die dekadenten Bärte ärgerlich. Im April 1967 verfügen die Athener Obristen, daß die Haare der Jungen gekürzt und die Röcke der Mädchen verlängert werden.

Ob *also* Kommunisten, Sozialisten, Liberale oder Konservative regieren: Die langhaarigen, langbärtigen Jungrebellens sind international unbeliebt. Umgekehrt genießt die Jugend den Ärger der Erwachsenen, die durch extravagante Moden provoziert werden. Man konformiert sich bärtig *als* jugendlicher Nonkonformist.

Wie immer im Kampf um Haar und Bart mischen sich bei Generationskonflikten *die* Motive. Die einen lassen die Haare aus politischem Protest gegen das glattrasierte

Establishment und in Nacheiferung der bärtigen Dschungelrevolutionäre wachsen. Andere wollen nur Jux, Pop, Happening. Auch ist der Bart, besonders in der Kombination mit Lederjacken *und* Ledermänteln, ein Signum männlicher Sexualität. Bei vielen wirken am Ende Pop, Sex *und* Sozialismus zusammen, wenn sie eine Protestfrisur tragen, die noch ungeformten, weichen Gesichtern plötzlich den *Ausdruck* vitaler, potenter Männlichkeit gibt. Die Industrie zieht clever nach: Man trägt Leder wie lange nicht, und das „Schock-und-Rock-Musical“ kombiniert geschickt Haarigkeit, Beat, Protest *und* Sexualismus. „Haare“ wurde nicht nur in München [<http://www.zeit.de/thema/muenchen>] eine große Show, doch die langhaarigen Autoren Rado und Ragi fanden ihrer Haare wegen an der Isar kein Hotelzimmer.

Als vor zwei Jahren ein Lehrling sich das Leben nahm, nachdem er auf Geheiß von Eltern und Meister seinen Pilzkopf eingebüßt hatte, begründete der Junge in einem Abschiedsbrief die schreckliche Tat mit Scham und Angst vor seinen Altersgenossen. Haarkonflikte, auch wenn sie nicht so furchtbar enden müssen, wurden alltägliche Ärgernisse. In der Familie sind langhaarige Söhne besonders den Müttern eine Provokation, da die Jungen schmutzig und ungepflegt aussehen, während die Mütter aus ihrer Mädchenzeit an einem glattrasierten, sportlichen, kurzhaarigen Jungmännertyp orientiert sind. Umgekehrt lieben viele junge Mädchen heute gerade die langmähnigen Jungen! Um Haare geht es auch vor Arbeitsgerichten, die zu prüfen haben, ob Pilzkopf oder Hippietolle branchenschädlich und deshalb ein Kündigungsgrund sind.

Die Astronauten landen selbstverständlich kurzgestutzt auf dem Mond. In den Labors der Kliniken und Forschungsinstitute, an Computern und vor den Radarschirmen, in Pilotenkanzeln und an den Steuerungsgeräten der Atomkraftwerke sucht man ebenso vergeblich nach Pilz köpfen und Gammlerfrisuren wie bei den jungen Managern in Großmärkten, Banken und Konzernhochhäusern. Den jungen Technokraten der Industriegesellschaft wären die wilden Mähnen lästig. Wer aber die Haare und Bärte wuchern läßt, meldet rebellisch seinen Zorn und seine Verachtung gegen diese hygienische und exakte Industriegesellschaft an. Die studentischen Kommunarden lassen die Mähnen wehen, doch, die Referendare geben dem Friseur wieder eine Chance.

In dieser Lage kämpft der ältere Intellektuelle *der* bürgerlich die Konsumgesellschaft genießt, indem *er* davon lebt, daß er sie bekämpft, den Haarkonflikt seines Lebens. Wer nicht schon wie Günter Grass [<http://www.zeit.de/thema/guenter-grass>] seinen westpreußischen Briefträger *schнауzer* als Markenartikel *vor* der Revolte trug, *muß nun* den Protest nachwachsen lassen.